

Agustina
Bessa-Luís
Fanny
Owen

Roman

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 2920

Eine explosive, eine leicht lachhafte, eine hochromantische Konstellation: Zwei junge Männer, einander in je eigener Verlorenheit zugetan, umwerben zwei Schwestern, von denen die jüngere schließlich die Leidenschaft beider Männer weckt: Der Dichter und Feuilletonist Camilo ist befreundet mit José Augusto, einem müßigen Adelsabkömmling, der ihn einmal vor dem Selbstmord bewahrt hat. Die beiden »Romantiker«, die für Goethes *Werther* und Lord Byrons Dichtung schwärmen, sind auf der Suche nach der unbedingten Leidenschaft, die mehr sein soll als eine erotische Eroberung oder eine sinnvolle Heirat. In Fanny Owen finden sie beide eine gefährlich wahlverwandte Seele.

Mit kühlem Interesse erzählt Agustina Bessa-Luís eine romantische Dreiecksgeschichte. »Du hast Fanny geliebt? Welch große Neuigkeit! Tröste dich mit der Archäologie der Liebe! Besitzt du eine Haarlocke von ihr? Ein Band von ihrem Gürtel? Einen schilfgrünen Handschuh?... Nur wenig versteht von der Traurigkeit, wer dem Traurigen sagt, er solle sich freuen.«

Agustina Bessa-Luís
Fanny Owen

Roman

Aus dem Portugiesischen von
Georg Rudolf Lind und
Lieselotte Kolanoske

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 1979 unter dem Titel
Fanny Owen bei Guimarães Editoras, Lissabon

2. Auflage 2017

Erste Auflage 1998

suhrkamp taschenbuch 2920

© Agustina Bessa-Luís 1979

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1993

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-39420-5

Fanny Owen

Vorwort

Es ist eher ungewöhnlich, daß ich meinen Büchern ein Vorwort beigebe. Ich meine, sie sollten sich selbst empfehlen wie die Santiago-Pilger durch die Muscheln an ihrem Hut, die die Reise in ihrem höchsten Sinne symbolisieren, als Entdeckung, Zeugnis und Erlösung. Jedes Buch ist eine Pilgerfahrt; es braucht keinen Paß und keinen Hinweis, der es hervorhebt und ihm Gastfreundschaft sichert. Dieses jedoch muß Rechenschaft ablegen, denn es handelt sich um einen Roman, den mir eine Idee zugeführt hat, die nicht mir eingefallen ist. Man hatte mich um die Dialoge für einen Film gebeten, dessen Thema Fanny Owen bilden sollte.* Um diese Dialoge schreiben zu können, mußte ich die Umstände kennen, von denen sie angeregt worden waren, und die Geschichte, die sie zusammenschließt. So entstand dieses Buch, und ich habe es geschrieben.

Es erschien mir notwendig und nützlich, Camilo Castelo Branco in das Licht unserer menschlichen Erfahrung zu rücken, ohne ihn in meine eigene schriftstellerische Meinung zu übersetzen. Deshalb verwandte ich die Collagetechnik; fast alle seine Aussprüche sind authentisch; man kann sie in den Novellen, in den verstreuten Aufsätzen und in den Blättern, auf denen er seine Gedanken niederlegte, wiederfinden. Auch zahlreiche Äußerungen von Fanny und José Augusto kann man als unmittelbar zu ihren Lebzeiten aus ihrem Munde vernommen betrachten. Zum Teil, weil sie sie so in ihren intimen Tagebüchern hinterlassen haben, und auch weil Camilo sie in die Bücher übernommen hat, in denen er sie als Romangestalten auftreten läßt, noch immer unter dem Druck der leidenschaftlichen Erinnerung, die alles unsterblich

* Hinweise zum historischen Hintergrund des Romans findet der Leser im Nachwort und in den Anmerkungen.

macht, was sie anrührt. So erscheint vielleicht alles weniger ausweichend in diesem Roman der Evasion und der Faszination, die als Regel der um ihre Erfüllung betrogenen Abbrüche gelten kann.

Agustina Bessa-Luís

Die Majoratsherren

Der Douro hat keine Sänger. Der Mondego hat sie und der Tejo gleichfalls. Doch jenseits der Gipfel des Marão-Gebirges erklang anstelle von Laute und Gitarre das Läuten der Glocken oder ihr rhythmisches Gebimmel. Von Muxata und Cachão da Valeira herüber knallten die treffsicheren Schüsse der Rebhuhnjäger. Durch den Schneestaub hindurch, der die Schluchten von Sabroso bedeckte, tönnten die Hornrufe der Guerrilleros. Der Douro blieb aus der portugiesischen Lyrik verbannt; sein wilder Anblick war wenig geeignet, das Gezwitscher von Liebesgedichten im Stile Bernardim Ribeiros anzuregen, die ständig wehklagen müssen und sich am Ufer des Wassers Füße und Sünden abspülen. Und dennoch ist er ein so majestätischer Fluß, wie man keinen zweiten findet. Ich habe ihn mir im spanischen Zamora angesehen und ihn nicht wiedererkannt; es heißt, seine Ufer seien dicht mit Pinien bestanden gewesen und daher stamme sein Name »dum«, was so viel besagen will wie Holz. Doch nach Portugal kommt er mit einem bösen Gesicht. Er wirbelt seine Wassermassen über Felsen und brüllt und schnaubt wie ein Stier, der unter dem schwarzen ledernen Joch eine gepflasterte Straße hochschnauft. Ich glaube nicht, daß Dichter an ihm zu Hause sind; und gleichwohl hätte ihn Dante geliebt und anderen vorgezogen, so wie er die weißglühenden Werften von Venedig und die offenen Gräber der Arenen von Arles bevorzugt hat, um die Hölle zu beschreiben. Hierzulande klingt die Leier des Dichters sanft; unter dem Stachel des Hungers brechen zuweilen Revolten aus, die auf Kalliope einen Stockschlag niedersausen lassen. Unter dem eisernen Stachel der Liebe begeht man Verbrechen höchstens in Gestalt von Sonetten oder Sextinen. Epische Gedichte sind eher selten; unsere Musen sind zärtlich, nicht glutvoll.

Nun gab es jedoch an den Ufern des Douro einige ganz

besondere Einheimische, die sich von gekochtem Stockfisch mit Eiern ernährten, einer Mahlzeit, die sich traditionsgemäß gastronomisch immer gleich bleibt. Um neun Uhr abends setzte sich der Grundbesitzer des Douro im metallischen Licht der Gaslampen oder dem sanften der Kerzen in den zweiarmigen Leuchtern zu Tisch; im allgemeinen war er ein Mensch von bedächtigem Wesen und hochmütigem Auftreten. Er hatte zumeist vier Töchter und zwei Söhne; einer von ihnen war der künftige Majoratsherr, stämmig gebaut und ein starker Trinker; noch vor dem 20. Lebensjahr wurde er Waise und brachte sein Erbe in den Schenken von Régua durch, wo man mit einer Hartnäckigkeit Karten spielte, die, wäre sie nicht lasterhaft gewesen, geradezu spartanisch hätte heißen können. Régua war gegen 1840 so etwas wie Saint Louis am Missouri, nur mit weniger Europäern. Freilich gab es die Engländer; aber diesseits des Ärmelkanals sind die Engländer fünfzig Prozent weniger englisch.

Um nun zu meinem Thema zu kommen, muß ich berichten, daß im Jahre 1845 auf den Höhen von Baião und in einem Ort namens Santa Cruz do Douro einer jener bizarren Majoratsherren lebte, die ihr Schicksal erfüllen, indem sie eine Näherin verführen, eine Kusine heiraten und in Schulden geraten, fast ohne aus dem Hause zu treten – nur indem sie essen und ihre Ländereien schlecht verwalten. Doch José Augusto Pinto de Magalhães, der junge Besitzer des Gutshofs Lodeiro, hatte eine noch verderblichere Eigenheit: er schmiedete Verse. Seine Eltern waren gestorben, und sein Halbbruder hatte eine talentierte Dame aus guter Familie gehehlicht. Anstatt sich nun auf die Abendgesellschaften von Mesão-Frio und Amarante zu beschränken, begab José Augusto sich nach Porto, wo intelligente, von Byron geprägte Bohemiens triumphierten, die mehr Westen als Ideen besaßen und mehr Ahnen als Sinn für neue Gedanken. Bohemiens wie andere auch. Enttäuscht von diesem Schwarm von Romantikern, die sich fast alle als Don Juans aufspielten und imstande waren, sich für eine Mitgift aus Pará oder die eines Kabeljauängers aus der

Rua Nova de São João zu opfern, verfiel José Augusto auf die Hauptstadt Lissabon, wo er seine Salontaufe erlebte: das will heißen, daß man ihn närrisch fand und er niemanden davon überzeugen konnte, daß er es nicht war.

Dort nun begegnete er Camilo Castelo Branco, einem begabten jungen Mann mit Blatternarben und schlechtem Gedächtnis. Schlechtes Gedächtnis ist eine wesentliche Voraussetzung, wenn man Romane schreiben und sie leben will, alles wiederholt sich. Ist ein gutes Gedächtnis im Übermaß vorhanden, so ist alles zum Scheitern verurteilt; denn das Genie überzeugt nicht, wenn es nicht überschattet wird von einer gewissen geistigen Härte, die gar nicht bemerkt, wie sehr verehrungswürdig die Phantasie des Alters wegen ist, das sie bekundet. Nun also, Camilo begegnete José Augusto und fand ihn unsympathisch. Holla! dachte er bei sich, diesen Typ Mensch kennst du doch, ein ausgemachter Provinzler. Doch gerade das war er nicht, wie man später sah. Camilo mochte Leute, die weinen konnten, hinter ironischer Ausfälligkeit und hinter dem Glaubenssatz der Menschenverachtung findet man zuweilen so verwundbare Seelen, daß selbst ein gerissener Teufel nicht weiß, was er mit ihnen anfangen soll. Camilo freilich war kein gerissener Teufel; er hatte einige wenige Semester Medizin studiert, noch weniger Jura und dazu ein bißchen Theologie. Seine Beziehungen zu Gott waren eher zeremoniös als intim, gerade so wie bei Voltaire. Nur hatte er sich am Skeptizismus den Magen verdorben, und daraus wurde mit der Zeit ein peinliches Delirium, peinlich deshalb, weil es einer gewissen Herzenskälte verdächtig nahekam; es war das traurige kleine Fieber eines Menschen, der aus Verachtung tötet und aus Rache liebt.

Wenn José Augusto seine tiefe Verachtung für die Frauen an den Tag legte, war er aufrichtig. Er hatte zumindest eine kennengelernt, von der er enttäuscht worden war: seine Mutter. Sie war gestorben und hatte ihn blutjung zurückgelassen. Eine größere Nachlässigkeit des Mutterherzens ist gar nicht denkbar. Wenn sich der dunkle Auftrag der Zuneigung festigt

und alle Gefahren ausgekostet, ausgekundschaftet und verraten sind, dann erscheint dieser Tod der Mutter als Skandal, und er ist es auch in Wahrheit. Ein junger Mann von achtzehn Jahren, musikalisch, vielseitig gebildet und eine elegante Erscheinung, ein König seines Hauswesens, an den Schoß der Frauen gewöhnt, die ihn großgezogen haben, ein Erstgeborener wie Esau und ein vorgezogener Liebling wie Jakob, läßt sich vom Tod nicht täuschen. Für ihn stirbt seine Mutter nicht – sie verläßt ihn. Von daher stammt die scheinbar müßige Gereiztheit gegen alle die Dinge, die man ihm aufdrängen möchte, und gegen die Geliebten, die sich ihm anbieten. Camilo, der die Gelegenheiten rascher, aber vielleicht auch eigennütziger beim Schopfe packte, verspürte keine Sympathie für José Augusto. Wohl möglich, daß er bei ihm etwas zutiefst Anziehendes ahnte, einen Menschentypus, der nur durch seine luziferische Natur definierbar ist: durch den Stolz. Der Stolz hat keine Seele, und doch ahmt er sie in allem nach. Die Frauen besitzen diesen engelhaften und tierischen Stolz, selbst wenn sie schlichten Gemütes, banal und abgelebt sind.

Eines Tages traf Camilo José Augusto in Porto wieder. Es war eine jener Begegnungen, die alle Bedenken und alle Hindernisse überspielen, an denen sich die Vernunft festgebissen hat. Er setzte sich an denselben Caféhaustisch und tauschte mit ihm Ansichten über Dichtung aus. Camilo schrieb schlechte Verse, aber die schlechten Dichter sind im allgemeinen gute Kritiker; denn was der Inspiration im Wege steht, ist die ihrem Urteil eigene Unverfrorenheit. Diesmal gewann Camilo einen anderen Eindruck von José Augusto. Er fand ihn intelligent und geistreich und in seiner Douro-Einsamkeit nur wenig angesteckt von der schwerfälligen Denkart der Stadt der Kaufleute und Feuilletonisten. Porto war voller gewitzter junger Leute, fetter, schläfriger Bürger, Klöster und exzentrischer Gecken. Dieser hochmütige junge Mann, der ganz ohne jede Pose traurig war und ein bißchen gleichgültig gegen das Leben und seine Intrigen, erschien ihm originell inmitten des

Schwarms, der sich um die Opernsängerinnen raufte, gern mit großem Getöse auftrat und die Empörung der Bürger genoß. Sie freundeten sich an; und selbst unter dem Ansporn gegenseitiger Zuneigung ersannen sie Rivalitäten. Der eine verteidigte die Debedeille, der andere die Belloni. Die Debedeille war hübsch und hatte wirklich eine gute Stimme. José Augusto zog sie vor, weil sie sich beim Applaus nicht lächerlich machte. Im übrigen kann man vermuten, daß er zu jener Gattung von Musikliebhabern gehörte, die auf die Galerie hinaufstiegen, das Gesicht auf die Fäuste stützten und schweigsam wie Wasserspeier zuhörten; beim geringsten mißtönenden Piepser trampelten sie wie eine Husarschwadron, daß das ganze Haus einzustürzen drohte.

Die Majoratsherren vom Douro standen in dem Rufe, etwas von Musik zu verstehen. Wenigstens einige. Mein Großvater Lourenço Ferreira war einer von ihnen; er war ein schöner junger Mann mit Abenteuererblut und außerstande, sich unterzuordnen. Solange die Goldstücke vorhielten, die er aus dem Verkauf seiner Besitzungen bei Cales erlöst hatte, trieb er sich mit der Bohemiengesellschaft herum, die es im Jahre 1870 immer noch gab und die immer noch dieselben Fräcke und schachbrettgemusterten Hosen trug. Sein Stiefvater und Vetter Belchior de Almeida Carvalhães versah ihn vergeblich mit den weisen Ratschlägen eines Einsiedlers und unterstrich für ihn die passenden Seiten des Erasmus. Die Majoratsherren sündigten alle aus Unbesonnenheit und Freude am Risiko. Das leichte Glück verträgt sich schlecht mit der Ehre, José Augusto gehörte wahrscheinlich zu dieser Gattung. Da er mehr Literat war als sie, ging es mit ihm auf ausgeklügelten Wegen bergab, jenen, die die tiefsten Wunden hinterlassen. Auf ihnen verliert man nicht nur das Leben, man verliert auch die Reputation, dieses Parfüm der Nachwelt. Auf diese Wege begab sich Caligula mit seinem Pferd; die Lust, eine Persönlichkeit darzustellen, führte ihn in den Untergang.

Camilo bemerkte erst später, in welchem Ausmaß José Au-

gusto sich eine falsche Rolle zu eigen gemacht hatte und sich für die Kunstfigur hielt, die er selbst geschaffen hatte.

Im November des Jahrs 1849 befand sich Camilo im Hause Lodeiro als José Augustos Gast. Das ist im Douro eine abgetakelte Jahreszeit. Die Weinstöcke präsentieren sich mit zerzauster Mähne, das Jäten hat noch nicht stattgefunden. Die Blätter verfaulen und verlieren ihren rotbraunen Schimmer. Es regnet, und aus den Lagerschuppen hört man die Kelterpressen ächzen, die den letzten Trester quetschen. Wenn die Sonne scheint, trocknen die Traubenkerne auf den mostfarbenen Säcken. Die lehmige Erde klebt an den dicken Stiefeln aus Lohleder und sprenkelt die tadellos sitzenden Hosen des Majoratsherrn von Lodeiro, der an der Tür zum Salon von seinem Pferd steigt. Die Häuser im Douro besitzen alle einen Salon, der an den Eingangshof anschließt; im allgemeinen ist dies ein Saal mit einer backtrogförmigen, weißgetünchten Decke und schweren Läden vor den Guillotinenfenstern. Diese ärmlichen Herrenhäuser, die als Zufluchtsstätte für ruinierte Adlige entstanden und ganz allmählich um verglaste Veranden und durch Trennwände abgeteilte Alkoven vergrößert wurden, in denen das Flittergold der Bildchen mit Wunderdarstellungen glitzerte, gab es im Douro in reicher Anzahl. Sie lagen im ebenen Grunde eines Weingartens zwischen alten Honigfeigenbäumen oder eingezwängt in Weiler mit glitschigem Straßenpflaster, über das die Kinder rannten, einen einzelnen Hosenträger quer über der Brust wie das Bandelier einer Flinte; oder auch an Orten mit aristokratischem Ehrgeiz, umgeben von Mauern, an denen Bougainvilleen, seltenere, Zimtbaum genannte Schlinggewächse oder Kapuzinerkresse rankten.

José Augusto lebte an einem solchen Ort: in Lodeiro. Einer jener Wohnstätten, die die entschuldigende Würde der Armut mit Hilfe einer zwischen zwei Wohntrakte eingeschobenen Kapelle zurückweisen. Brausend ertönte eben eine religiöse Hymne, die jemand auf den Tasten der kleinen Orgel spielte. Es war Camilo. Die Langeweile hatte sich seiner wohl

derart bemächtigt, daß sie ihn zu lieblichen Harmonien trieb; vielleicht auch litt sein Herz noch unter einer Krise seines Ehrgeizes, so daß er sich in einer Art nervöser Verstimmtheit diesem Zufluchtsort ohne Aufgaben überließ. José Augusto lachte, unterbrach ihn aber nicht. Er blieb am Eingang der Kapelle stehen und lehnte die Stirn gegen den gebeugten Arm wie ein Mensch, der mit einem Schwindelanfall kämpft. Eine düstere Erschöpfung überkam ihn, und an seinem Haaransatz bildeten sich Schweißtropfen wie bei einem Todeskandidaten. Er war ein hochgewachsener junger Mann, dessen Augen zu nahe beieinanderstanden, um schön sein zu können; sein Gesichtsausdruck wirkte angestrengt, fast hinterhältig, weil er vieles zu verstecken schien, vielleicht ein Laster, einen Schmerz oder eine Sorge, die den ganzen Horizont seiner Seele erfüllte. Er trug mit einer etwas simplen Eleganz Reithosen aus grünem Loden und einen kleinen runden Hut aus gestepptem Tuch. Er war ein guter Reiter, und obwohl sein Vermögen nicht auf sicheren Füßen stand, pflegte er auf der Route der Snobs zu reisen; er wohnte den Pferderennen von Chantilly bei und plante gerade eine Pilgerfahrt nach Palästina. Zu diesem Zweck hatte er einen Weingarten verkauft und sogar eine Hypothek auf einen Teil seines Besitztums in Lodeiro aufgenommen. Als Camilo den langsamen Hufschlag des Pferdes hörte, das ein Diener wegführte, drehte er sich um.

»Bist du es?« fragte er. Er sprang von der Bank auf und nahm sich in der Dunkelheit der Kapelle fast bedrohlich aus, so geladen von vibrierender Energie, daß man nicht wußte, ob er womöglich die Wände, die Lämpchen und die blauen Vasen auf dem kleinen Altar zerschlagen wollte. Eine heftige, fast zornige Willenskraft sprach aus ihm. Er hatte gerade einen Selbstmordversuch überlebt, und seine Rettung war José Augusto zu verdanken.

Diese Szene stand noch einige Zeit danach zwischen ihnen. Camilos Zimmerchen mit den zehn Vasen kümmerlicher Blumen, die schon Modergeruch aushauchten, befand sich in

einem Palast der Rua da Fábrica, wo die Redaktion der Zeitung »O Nacional« untergebracht war. Camilo behauptete, leidenschaftlich in eine Dame der Gesellschaft verliebt zu sein; sie lieferte ihm den Vorwand für seine ständigen Enttäuschungen über dürftige Erbschaften, unterbrochene Studien, den Guerrillakrieg mit den Anhängern Dom MIGUELS, die Vernunfttheirat, die Gefängnisstrafe wegen Entführung, seine Witwenschaft und sonstige Mißgeschicke und Trübsale. Am 14. Februar 1848 war Camilo in Vila Real von zehn Unteroffizieren verprügelt worden, die ihn für seine giftigen Artikel im »Nacional« bestrafen wollten. Sie prügelten ihn am helllichten Tage vor dem menschenleeren Szenarium der geschlossenen Geschäfte und Fenster beinahe zu Tode. Er war allgemein verhaßt, sie schimpften ihn den »Zeitungsschmierer«, lauerten ihm auf und drohten ihm mit Ermordung. Angewidert von den unerbittlichen Nachstellungen dieser dem Geistesadel feindlich gesonnenen Leute, hatte sich Camilo in Porto installiert. Wahrscheinlich spürte er die Abneigung dieser Stadt, die ihn noch mehr ignorierte, als sie ihn verachtete. Mit seiner kleinen Futterkrippe, der Provinzlyrik, mit seinem Gebirge, seinem Leben als Schreiber und Mitarbeiter an Pamphleten war es nun vorbei. Vor ihm lag die Praça Nova mit ihren Brasilienheimkehrern, deren Frauen vor Brillanten funkelten, mit den Gecken aus dem Garten São Lázaro und den Literaten aus dem Café Guichard. Er legte sich ein blaues Jackett mit gelben Knöpfen und einen spanischen Umhang zu; er kaufte sich auch einen Hund und hoffte, zumindest ebenso berühmt zu werden wie Alkibiades. Doch niemand beachtete ihn. Er nahm einen Anlauf, publizierte einen Gedichtband, verliebte sich, schlug sich im Duell, und all das störte den auf seine Buchführung und die Abendgesellschaften seines Clubs festgelegten Bürgersmann nicht im geringsten in seiner oxsenhaften Ruhe. blieb ihm nur noch der Selbstmord übrig. In diesem Augenblick griff José Augusto ein. Die besten Tragödien beginnen mit einer einfachen Posse. Camilos Zimmerchen in der Rua da Fábrica mit seinem Über-

fluß an Blumenvasen und den hohen Schafstiefeln in einer Ecke wirkte wie einer der Nebenräume der Kathedralen mit einem wassertropfenden Marmorbecken und einem Gemälde der büßenden Magdalena. Es hatte freilich weder die Bögen einer Sakristei noch deren liturgische Unordnung aus Meßhemden, Handtüchern und Sitzgelegenheiten für die Taufen, mit Tintenflecken und Unterschriftschnörkeln bekleckst. Und auch nicht die Kreuzabnahme auf einem unter Staub und Rauch melancholisch verschwommenen Gemälde. Eher sah es aus wie ein Zimmer, in dem die zwölfjährigen Jungen und die fünfzehnjährigen Jünglinge zur Beichte gehen. Sie beichteten ihre ersten Sünden, die Glut ihrer jungen Jahre, ja fast ihre ersten Verse in einem ehrlichen Gemurmel, das sich wie eine Denunziation anhört. Die beiden Freunde, die sich bis dahin nur als seelenverwandte Naturen kannten, begegneten einander nunmehr bei dem Alarmsignal eines einzigen und mit Sicherheit gnadenlosen Gefühls: dem ihres gemeinsamen Unglücks. Neben Camilos Kopfkissen lagen ein paar Opiumkörner und etwas Geld. Damit wollte er alle Rechnungen begleichen, bei denen, die gar kein Vertrauen zu ihm hatten, und bei denen, die allzu viel Vertrauen in ihn setzten. José Augusto, im allgemeinen ein kühler und abweisender Mensch, war mit einem Mal gerührt. Vielleicht weinte er sogar. Camilo liebte Menschen, die weinen konnten.

»Noch bin ich nicht tot«, meinte Camilo halb spöttisch.

»Entschuldige! Ich habe nicht um dich geweint. Ich weinte um unsere Jugend.«

»Noch ist sie nicht zu Ende.«

»Wir sehen das aber so. Es kommt auf das gleiche heraus.«

»In dieser Welt ist entweder alles wahr, oder es gibt überhaupt keine Wahrheit. Du hast recht.« Camilo lächelte und fuhr fort: »Diese Blumen, mit denen ich so tue, als bereite ich mich auf die Festlichkeiten des Herzens vor, sind in Wahrheit verwelkt. Ich schüre nur Brände in der Phantasie. Ich ersinne Stürme; ich erzeuge in mir fiktive Leidenschaften.«

»Das weiß ich wohl«, sagte José Augusto. Er machte eine

Runde durch das Zimmer und strich mit den behandschuhten Fingern über die Buchrücken. Es gibt Augenblicke, deren Bedeutung ihren Reiz einbüßt, wenn sie sich in die Länge ziehen. José Augusto redete von der Zeit, da doch Camilo von den Blumen gesprochen hatte. Der selbstmörderische Impuls gedieh nicht weiter. Ihre Freundschaft befestigte sich, mehr weil sie gegenseitig ihren Rätselfn vertrauten, als weil sie sich in ihren Herzensergießungen solidarisch fühlten.

Am folgenden Tag kam José Augusto wieder, aber er kam nicht allein. Ihn begleitete ein Vetter, ein bäuerlicher Adeliger aus der Gegend von Mosteirô, ein schlichter junger Mann, der zu den seltenen Menschen gehörte, in denen sich der portugiesische Menschentypus durch ungetrübten Adel manifestiert. Ängstlich wird er nur bei Verleumdungen, aller Brauour seines Armes und seines Herzens zum Trotz. Manuel Negrão war mit sechzehn Jahren Offizier unter dem Befehl Macdonells gewesen und hatte ihn bis auf das Schlachtfeld von Vila Pouca begleitet, wo der General den Tod fand. Camilo war ihm seit den Tagen dieses Feldzugs zugetan und befragte Negrão häufig über die Einzelheiten dieses Marsches, der mit einer unnützen, halb durch Verrat, halb durch kriegsbedingte Irrtümer ausgelösten Tragödie geendet hatte. Negrão blieb ihm die Antwort schuldig oder gab doch nur spärlich Auskunft. Er verachtete zerredeten Ruhm und die Öffentlichkeit des geschriebenen Wortes. Außerdem war er schwerhörig; eine im verschneiten Biwak im Marão-Gebirge verbrachte Nacht hatte sein Hörvermögen für immer geschädigt. Doch verband ihn mit Camilo eine Freundschaft, die in der Erinnerung unwirklich genug wurde, um aufrichtig zu sein. Die Reibereien des Zusammenlebens verloren sich in den Konturen der Vergangenheit und dank der verschönernden Wirkung ihrer eigenen Einbildungskraft.

Manuel Negrão war groß an Leib und Seele. Er war langsam wie alle Schwerhörigen, und vor allem die Stille, die ihn umgab, schloß ihn in die Galerie der Romantiker aus Enthaltbarkeit ein; er enthielt sich gewisser Wahrheiten, die nicht

über das Gehör hinausgelangen und nur innerhalb einer ganzen Skala von Informationen registriert werden. Er war ein unermüdlicher Reiter, und Camilo pflegte ihm auf mehr oder minder eigennützigem Spazierritten auf der Suche nach Zicklein-Schmorbraten und geräucherten Alsen in den Tavernen der Straße nach Lissabon zu folgen.

Manuel Negrão betrat das Zimmer und betrachtete Camilo mit dem etwas unstillen Blick der Schüchternen. Camilo frühstückte eben getoastetes Kuchenbrot und trank dazu Kaffee aus einer Tasse, die wie ein Weihwasserbecken aussah.

»Hallo«, rief Negrão. »Dir scheint es ja zu schmecken! Da hat mich mein Vetter wohl falsch informiert.«

»O nein, keineswegs. Aber was willst du? Ich bin unglücklich eingeschlafen, habe von einem größeren Unglück geträumt und bin getröstet aufgewacht.«

»Dann ist es ja gut. Aber du scheinst mir noch recht schwach zu sein; dein Schnurrbart hängt herunter wie eine Kletterpflanze ohne Ast.« Er las das Etikett auf einer Schachtel, schüttelte die Flacons, die auf dem Nachttisch standen, und schüttelte angewidert den Kopf. »Diese Drogen werden dich noch umbringen, alter Junge. Das ist dein Laster, die Hausmittelchen und die Medikamente.«

»Sie sind das einzige wahre Laster, das man mir zuschreibt. Alle anderen sind falsch.«

Ihr Gespräch wurde lebhaft und geräuschvoll. Camilo griff zu seiner Gitarre und schlug ein paar Fado-Akkorde an. Aus der Redaktion der »Nacional« kamen zwei junge Leute mit langer Mähne und Tintenflecken an den Fingern herauf; sie gehörten zu der Spielart, die Camilo als »entzückende Leutchen« bezeichnete, sofern er sie nicht gerade mit Grabmälern verglich, weil sie nichts als einen Namen hatten. José Augusto stand ein wenig beiseite; er hob mit den Fingerspitzen den Vorhang aus zerknitterter Musseline hoch und äugte auf die Straße, auf der soeben ein andalusisches Pferd mit seinem Reiter vorübertrabte. Er liebte Pferde und hatte kürzlich mit einem noch begeisterteren Pferdeliebhaber Bekanntschaft ge-